

# Gymnasium Carolinum

804–2004

Herausgegeben von

Rolf Unnerstall und Holger Mannigel

Das Objekt wurde gefördert durch die FROMM Stiftung – Institut für Kulturelle Leitformen

ZUM TITELBILD:

Urkunde vom 19. Dezember 804

Münze: Nachbildung des Krönungsdenars Karls des Großen

Gymnasium Carolinum 804–2004

Herausgegeben von Rolf Unnerstall und Holger Mannigel  
Osnabrück 2004

Umschlaggestaltung: Petra Zorn

Gesamtherstellung: Druck- und Verlagshaus FROMM GmbH & Co. KG, Osnabrück

ISBN 3-00-013808-0

SCHULE IST NICHT MEHR ALS UNTERRICHT, SIE IST UNTERRICHT –  
ABER GENAU DAS IST ES!

Von Michael Thiele

Die „Vorgabe“ war, zu schreiben über das Thema „Schule ist mehr als Unterricht“. Da ist dann natürlich mein Titel etwas provokativ formuliert. Selbstverständlich weiß auch ich, dass man in der Schule mehr lernt als das im Unterricht vermittelte Wissen, dass Schule zu großen Teilen auch soziales Lernen ist, dass die *ars amandi* nicht aus dem Ovid, sondern nur aus dem Schul-Leben gelernt werden kann, durch regen Austausch zwischen

Schülerinnen und Schülern, am besten außerhalb des Klassenzimmers – wenn auch der Meister des Hexameters (*sex pedibus*) wertvolle Anregungen zu geben vermag. Dennoch ist für mich der entscheidende Aspekt der Unterricht; denn dort kann man am meisten lernen. Und zwar für die Schule und nicht für das Leben.

Was soll das heißen? – Ich bin an Hochschule und Universität lehrend tätig. Es gibt dort sicher gute und sehr gute Vorlesungen und Seminare; dennoch klagen die Studierenden über die mangelnde Qualität der Lehre, und in vielen Fällen haben sie Recht. Man kann die Studenten bei ihrer Klage nur unterstützen. Hochschuldidaktik tut wahrlich dringend Not. Woran liegt das? Ich behaupte, das liegt daran, dass die Professoren in der Schule nicht aufgepasst haben. Oder es liegt daran, dass sie keine Schule für die Schule durchlaufen haben.

Was soll das nun wieder heißen? – Ich bin gerne zur Schule gegangen. Ich hatte Glück. Ich treffe auch mal Schulkameraden, denen es leider anders ergangen ist, sodass sie noch heute einen Rochus auf die Schule haben. Ich habe gerne gelernt und habe gerne im Klassenraum gesessen. Dort habe ich erkannt: Schüler haben einen untrüglichen Sinn für die Qualität eines Lehrers. Sie erkennen sofort die Befähigung des Pädagogen; sie sind radikal: Sie haben hohe Achtung vor Professionalität und haben nur stillschweigende Verachtung für Dilettanten übrig. Ich habe später als Sprechlehrer an der Schauspielabteilung der Folkwang-Hochschule Essen Vorsprechen von Kandidaten mit abgenommen, die ein Schauspielstudium aufnehmen wollten (denken Sie an den Film „Kleine Haie“, der eine herrliche Parodie auf diese Vorsprechen bietet). Die dort tätigen Schauspiellehrer sind so erfahren, dass sie genau erkennen, wer geeignet ist und wer nicht: Der Aspirant betritt die Probestühne, er hat noch kein Wort gesagt, sondern gerade mal ein paar Schritte getan – ich behaupte, die Prüfer wissen schon jetzt, ob er talentiert ist oder nicht. Übertragen auf die gymnasiale Schulsituation: Die Schüler wissen nach der ersten Stunde, ob der neue Lehrer seine Profession beherrscht oder nicht. Es mag in beiden Fällen Ausnahmen geben – Ausnahmen bestätigen die Regel (alte Schulweisheit) –, dennoch bin ich von der Untrüglichkeit des Schülerurteils überzeugt. Dies Urteil wird vielleicht manchmal rational nicht bis ins Letzte begründbar sein, sondern ist auch „Chemiesache“, Sensorium, Instinkt. Aber es steht sicher:

Nur – was ist der Faktor, der es auslöst? Worin besteht die Qualität des Lehrers, welche die Schüler erkennen lässt: Das ist ein guter! Ich glaube, es ist ein pädagogisches Gefühl. So allgemein will ich es benennen. Und dieses „Feeling“ muss man haben oder sich aneignen, will man ein guter Lehrer sein. Aber wie kann man es erwerben? Ich meine: durch Beobachtung. Wenn ich es denn habe, was ich jetzt einmal ganz unarrogant unterstelle, dann habe ich es durch Beobachtung gelernt. Erziehung ist Beispiel. Ich habe es den hervorragenden Exempeln abgesehen. Ich bin ein Abgucker. Ein Spicker. Ich habe es am Caro gelernt.

Ich möchte, bevor ich auf meinen Weg, ein Pädagoge zu werden, zurückkomme, kurz auf den zweiten Weg eingehen, den ich oben erwähnt habe, die Schule für die Schule. Die Hochschuldidaktik liegt größtenteils deshalb im Argen, weil viele Hochschullehrer keine vernünftige pädagogische Ausbildung genossen haben. Hätten sie ein Referendariat abgeleistet und hätten sie Schulerfahrung gewonnen, würden ihnen die unsäglichen Fehler nicht unterlaufen, mit denen sie ihre Studenten nerven. Ich habe zwar leider keine Referendarausbildung, habe aber immerhin anderthalb Jahre am Carolinum als Lehrer gewirkt.

– Ich befinde mich, da ich diese Zeilen schreibe, gerade auf einem wissenschaftlichen Kongress. Leute, die sich (angeblich) hochwissenschaftlich mit Wissenstransfer beschäftigen, beherrschen die elementarsten Fertigkeiten des Wissenstransfers nicht: Sie schauen ihr Publikum nicht an; sie stehen krumm, wie ein Schluck Wasser in der Kurve; sie lesen leise und monoton Wort für Wort ab; ihre projizierten Folien sind in so kleiner Schriftgröße beschriftet, dass man die Wörter noch nicht einmal in der ersten Reihe entziffern kann; sie reihen ein Fremdwort an das andere, sie leiden, um jetzt selber einige Fremdwörter zu gebrauchen, neben mentaler Flatulenz und pseudoakademischer Logorrhöe an Substantivitis dolorosa und bilden Sätze wie: „Für Autoren von Erpresserbriefen hängt nahegelegenerweise der Transfererfolg eng mit der Vermeidung jeglicher Identitätshinweise zusammen“ (A. Busch). Das ist Nominalstil (Wir machen Ihnen die Mitteilung) statt Verbalstil (Wir teilen Ihnen mit). Viel schlimmer ist allerdings folgender Satz im Nominalstil, den ein Linguist in einem Lehrbuch Studenten ab dem 1. Semester zumuten möchte: „Allgemein ließe sich das Verfahren als Destabilisierung charakterisieren, die auf das Ziel der ‚professionalisierenden‘ Erhöhung von Komplexität hin orientiert ist. Hierin manifestiert sich die ‚kognitive Perspektivendivergenz‘, die dem Problemlösungspotential des Interaktionstyps ‚Beratung‘ zu Grunde liegt, zugleich aber auch eine erhebliche Herausforderung an die Kommunizierenden darstellt.“ Die meisten „Wissenschaftler“ agieren ohne wirkliche Leidenschaft für die eigene Sache und ohne Liebe für diejenigen, die von ihnen profitieren wollen. Dabei ist ein Professor bereits vom Wort her einer, von dem man profitieren soll. Ein Professor muss *nützen*. Nun könnte man von solchen, die ihre wissenschaftliche Sache lieben, die davon begeistert sind und diese Begeisterung verströmen, oder von Wissenschaftlern – so der Philosoph Jürgen Mittelstraß in seinen Ausführungen zum Elend der Hochschuldidaktik –, welche die Einheit von Forschung und Lehre wirklich *verkörpern*, alles lernen, selbst wenn sie das pädagogische Einmaleins nicht unbedingt beherrschen. Der Dirigent Nicolas Hamoncourt sagt auf die Frage nach den Eigenschaften eines Hochschullehrers: „Er muss sein Fach lieben, und zwar ausstrahlend.“ (Lehre & Forschung 10/2003, 580) Aber selbst diese Grundbedingungen, Liebe und Passion oder Einheit von Forschung und Lehre, fehlen. „Forschung“ ist alles, da stören die Studierenden nur.

Erfreulicherweise habe ich in meiner Schulzeit Lehrer aus Passion erlebt. Geborene Schulmeister im besten Sinne des Wortes. Lehrer, die ihre Sache und ihre Schüler über alles liebten und die das auch wie eine Aura ausstrahlten. Und die Schüler wussten das. Erkannten das mit nicht zu bestechender Sicherheit. Papa Schulze, Papa Hasekamp, Papa Heisig, Papa Salland – so nannten wir Schüler sie. Selbst wenn sie Fehler hatten, wie wir ja alle – sie hatten Herz, ein erzieherisches Herz. Und wir verziehen ihnen alles, wenn sie mal Schnitzer machten.

Ich habe Lehrer kennen gelernt, die verrückt waren. Positiv verrückt. Die auch mich verrückt gemacht haben. Hans-Otto Baumgarten war so einer. Ich hatte bei ihm Französisch. Davon habe ich nicht so viel gelernt, weil er das selber nicht so gerne machte wie eine andere Sache, bei der ich dann unendlich viel von ihm profitieren konnte. Dieser andere Gegenstand war das Theater. Hans-Otto Baumgarten war gelernter Schauspieler und Regisseur; er hatte am Profitheater gearbeitet, unter anderem am Stadttheater Marburg. Danach war er Gymnasiallehrer geworden. Aber seine alte Liebe ließ ihn nicht los. Eines Tages fragte er Heinz-Wilhelm Brockmann und mich, ob wir nicht Lust hätten, zum Tag der deutschen Einheit die berühmte Freiheitsszene zwischen König Philipp und dem

Marquis Posa aus Schillers „Don Carlos“ einzustudieren („Geben Sie Gedankenfreiheit“). Und ob wir Lust hatten! Daraus entwickelte sich der Gedanke, eine Schulaufführung des „Faust“ zu starten. Nun wählte H.-O. Baumgarten zum Glück nicht den goetheschen „Faust“, sondern den von Christopher Marlowe, der für Schüleraufführungen viel besser geeignet ist. Er stellte eine Inszenierung auf die Beine, an die man sich, wie ich weiß, heute noch in Osnabrück gern erinnert. Ein solch prägendes Gemeinschaftsgefühl wie bei dieser Aufführung habe ich später nur noch einmal derart intensiv erlebt. Die Inszenierung war dann auch der Anlass dafür, dass ich selber ausgebildeter Schauspieler wurde, Schauspielverträge an deutschen Stadttheatern abschließen konnte, außerdem ein Studium der Theaterwissenschaft absolvierte, Dramaturg war und dann selber an der Universität Osnabrück zusammen mit Prof. Dr. Tilman Westphalen und der „probefühne“ unter der Regie von Hans Jürgen Meyer eine durch Studenten und Dozenten erstellte Bearbeitung von „Much Ado about Nothing“ in Form eines Shakespeare-Westerns mit dem Titel „Calico“ auf die Bretter brachte, bei dem sich dieses Gemeinschaftsgefühl wiederholte.

Das ist die eine Seite, Erziehung mit Herz, *cor ad cor loquitur*. Die andere Seite, die ich genannt habe, ist die Didaktik und Methodik. In einer schriftlichen Evaluation an der Berufsakademie Emsland, bei der ich ein Seminar gab, schrieb ein Student im ersten Semester über den Dozenten: „Der könnte alles vermitteln, auch den trockensten Stoff.“ Dieses Lob hat mich fürwahr erfreut und auch ein wenig stolz gemacht. Aber ich habe das nicht mir selbst zu verdanken, sondern dem Gymnasium Carolinum. Dort hatte ich in der achten oder neunten Klasse, ich weiß es nicht mehr so genau, ein Schlüsselerlebnis, und zwar in einem Fach, in dem ich für gewöhnlich wenig Ahnung hatte, in Physik. In dem Schuljahr stand Optik auf dem Lehrplan. Und ich hatte keine sonderliche Lust. Wir bekamen einen Referendar frisch von der Uni; ich bedaure, dass ich seinen Namen nicht mehr weiß. Er kam daher und ließ uns einen Versuch arrangieren. Wir mussten unter hoch professioneller Anleitung alles selber machen, den Versuchsaufbau, die Durchführung, das schriftliche wissenschaftliche Protokoll. Ich war wie verrückt, ich habe gearbeitet wie ein Tier. Mit unbändiger Lust. Physik war plötzlich mein Fach. Da habe ich gelernt, was es heißt, die Lernenden zu beteiligen und zu motivieren.

Auf dem Caro habe ich außerdem gelernt, wie man Prüfungen besteht. Ich vertrete den Lehrsatz: 50 % der Prüfung hat man bereits dadurch bestanden, dass man in sie reinght. So bin ich in meine Sprecherzieherprüfung einfach hineingegangen. Ich war nicht besonders gut vorbereitet. Ich schwamm. Es war eine öffentliche Prüfung, meine spätere Frau saß hinten im Raum und schwitzte Blut und Wasser. Ich hingegen schwitzte überhaupt nicht. Sie hat mir hinterher erzählt, wie ich dagesessen habe: ganz ruhig, fröhlich wie ein Dummer zum Käse grinsend. Während der Prüfung kamen wir auf das Teilgebiet Rhetorik. Da hatte ich die rettende Idee. Auf dem Gymnasium der griechischen Sprache kundig gemacht, fetzte ich, unschuldig lächelnd, den Prüfern die griechischen Rhetorikbegriffe und Leitsätze in Originalsprache um die Ohren. Sie konnten kein Griechisch und erstarrten vor Ehrfurcht. So bestand ich mein Examen. Das Carolinum hatte mich mit dem nötigen Rettungswissen ausgestattet.

Konterkariere ich mich mit dem letzten Beispiel nicht selbst? Nun ja, man kann in der Schule, hat man so gute Lehrer, wie ich sie hatte, selbstredend Wissen für das Leben gewinnen, auch Wissen, das nicht für die Kinder des Lichts, sondern für die Kinder dieser Welt bestimmt ist (Lk 16,8). Dieses Weltwissen hilft mir dann aber doch wieder in der

„Unterrichtung“, speziell beim Prüfen. Nur wenn man selber ein wenig getrickst hat, kann man Trickser durchschauen.

Fazit: Zu unterrichten, zu prüfen, zu lehren lernt man in der Schule durch Abgucken. Das ist der erste Weg. Zu unterrichten, zu prüfen, zu lehren lernt man in der Schule durch Anleitung zum Unterrichten, Prüfen, Lehren. Das ist der zweite Weg. Man kann auch beide kombinieren. Alles, was ich über Unterricht und vom Unterricht weiß, habe ich grundlegend in der Schule erfahren. Dafür bin ich dem Gymnasium Carolinum an jedem Lehrtag neu dankbar. Non vitae, sed scholae discimus.

Mit einer Nachbemerkung: *Verbum hoc ‚si quis‘ tam masculos quam feminas complectitur.* (Corpus Iuris Civilis Dig. L, 16, 1)

## EIN HOCH AUF DIE FREUNDSCHAFT – DER HARTE KERN DER 13 S2 VON 1973

Von Wilfried Rudolph

„Es ist freilich anzunehmen, dass solche Freundschaften selten sind. Denn wenige Menschen sind derart. Außerdem bedarf es langer Zeit und Gewöhnung. So kann man auch nicht einander näherkommen und Freund werden, bevor jeder dem anderen sich zuverlässig als liebenswert erwiesen hat.“ Die ca. 50 Seiten seiner ‚Nikomachischen Ethik‘, auf denen der alte Aristoteles sich über die Freundschaft verbreitet, gehören zu den ältesten schriftlich überlieferten Versuchen, sich intellektuell mit einem Phänomen zu beschäftigen, das auf diesem Wege eigentlich kaum zu erfassen ist, weil es gelebt und vor allem gefühlt sein will.

Selten sei es, so der Philosoph, und schon wird manch ein Leser Einspruch erheben wollen, denn Schulfreunde hat doch jeder – und die rührseligen Reminiszenzen der Philister in der ‚Feuerzangenbowle‘ führen überdies manches eigene Klassentreffen in der Stammkneipe vor das geistige Auge, allwo aus sicherer Distanz der guten Zeiten sowie der (überwiegend trottelligen?) alten Lehrkörper gedacht wird.

Doch damit kann der Harte Kern, diese seltsame „Institution“ des Carolinums nicht erklärt werden, verdankt er doch seine Existenz eben nicht der Erinnerung, sondern genau besagtem Schulalltag der späten 60er bzw. frühen 70er Jahre, an der Bruchstelle zwischen traditioneller, autoritärer Penne und moderner Bildungseinrichtung. Wenn uns in der ‚Feuerzangenbowle‘ die Klischees in ihrer sympathischsten Form erscheinen, vermittelte unsere damalige Realität hingegen Druck, auch Zynismus und (selten) Prügel. Uralte und übliche Reaktionen mögen dann das Wegducken und das umgewandelte Stoßgebete an den heiligen Florian sein. Wir indes bildeten



1973